

tiert (116–117). Es handelt sich also nicht um eine neue Edition. M. will offenbar die Arbeit am Werk des Junilius anregen. Der englischen Übersetzung sind keine weiteren Anmerkungen beigelegt; für Erläuterungen muß der Leser also die Einleitung lesen.

Die englische Übersetzung ist nicht immer wortgetreu, was an dogmatisch sensiblen Stellen nicht hilfreich ist. Einige Beispiele: „novissime locutus est nobis in filio“ (152, 12) ist nicht präzise wiedergegeben mit: „In these last days he has spoken to us in the form of his Son“ (153; kursiv: vom Übersetzer hinzugefügt); „corpus“ (152, 16) wird als „flesh“ übersetzt. „Distinct characteristics“ ist keine genaue Übersetzung für „inconfusas proprietates“ (152, 24) und kann falsche Assoziationen wecken; die Rede ist auch nicht „in accordance with his different natures“, sondern „secundum naturas“ (152, 23). „Christus dicitur absolute“ (154, 5s) wird ungenau wiedergegeben: „he is called Christ without question“. Phantasievoll ist die Übersetzung „from those three signs mentioned above that pertain to the Father“ für „ex illis tribus, quibus et Pater“ (154, 10). Der Satz 150, 22–24 (richtig müßte es heißen: „... too, the word ‚Father‘“) wird uminterpretiert und nicht genau übersetzt (mit zusätzlichen Worten: „naturally“, „Holy“, die nicht im Text stehen, und anderer Interpunktion). – Wenn Hinzufügungen in der Übersetzung vorgenommen werden, wäre es hilfreich, sie in Klammern zu setzen (das geschieht z. B. p. 153, 193, 209–231, wenn eine Numerierung eingeführt wird, die im lateinischen Text nicht steht, aber das fällt hier nicht als Hinzufügung auf). – Abschreibefehler 150, 25: richtig nulli (statt: nulii).

Wann immer man den Text des Junilius genau im Wortlaut braucht, sollte man also zum lateinischen Original greifen und sich nicht auf die englische Übersetzung verlassen. Der Übersetzer geht öfter von einer wörtlichen Übersetzung ab und trägt sein eigenes Verständnis ein, das nicht immer mit dem Wortlaut überein kommt, insbesondere in dogmatischen Fragen.

Die materialreiche Einleitung ist hilfreich für den historischen Hintergrund, insbesondere auch für die juristischen Aspekte. In den dogmengeschichtlichen Fakten und der Darstellung finden sich zuweilen Ungenauigkeiten (44, 46, 49). „Chalcedonians ... held that divine and human natures coexist in Christ, entirely separate, yet consubstantial with the Father“ (5). Hier ist das „Ungetrennt“ außer Blick geraten, das „Unvermischt“ mißverstanden als „nestorianische“ Trennung („entirely separate“); wie kann die menschliche Natur „consubstantial with the Father“ sein? Warnen muß man vor der forsch vorgetragenen These (65–67), „Junillus' christology was in accord with Justinian's“, vor allem vor der Behauptung, Junilius „is a neo-Chalcedonian“ (66), die die Tatsachen auf den Kopf stellt. Auch die These, Junilius habe die antiochenische Exegese chalconisiert, die früh erwähnt (28, 30), aber erst spät „belegt“ wird, ist nicht sehr überzeugend; es handelt sich eher um eine gemäßigt antiochenische Exegese, die allgemein akzeptabel war.

TH. HAINTHALER

HILDEGARDIS «BINGENSIS», *Beate Hildegardis Cause et cure*, edidit Laurence Moulinier.

Recognovit Rainer Berndt (Rarissima mediaevalia: opera Latina, vol. I). Berlin: Akademie Verlag 2003. CXVII/384 S., ISBN 3-05-003495-5.

Das Hugo von St. Victor Institut der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt am Main eröffnet mit diesem Bd. die neue Reihe „Rarissima mediaevalia opera Latina“. Daß er ein naturkundliches Werk der Hildegard von Bingen beinhaltet, kommt nicht von ungefähr, hat doch der Herausgeber Rainer Berndt S. J. kürzlich im gleichen Verlag auch einen gewichtigen Tagungsband anlässlich des 900-jährigen Geburtsjubiläums der berühmten Benediktinerin herausgegeben (Besprechung in dieser Zeitschrift 78 (2003), 581–583). Genau nach 100 Jahren liegt damit eine neue Ausgabe von „Cause et Cure“ vor, einem Werk, das nur in einer Handschrift überliefert ist und im Jahre 1903 erstmals unzulänglich von Paul Kaiser herausgegeben worden war. Als neue Herausgeberin hat sich Laurence Moulinier (Paris) unbestreitbare Verdienste erworben, denn der Bd. bietet nicht nur auf 300 Seiten eine sorgfältige und unter vier Aspekten durch entsprechende Apparate kommentierte Textedition, er wird vielmehr auch durch eine mehr als 100 Seiten umfassende Einleitung bereichert, in der ein faszinierendes Panorama zeitgeschichtlicher Beziehungen und Abhängigkeiten eröffnet

wird. L. Moulinier (= M.) ist dabei mit schier unerschöpflichem Spürsinn dem historischen Beziehungsgeflecht von direkt Vorhandenem und indirekt Bezeugtem nachgegangen, ohne doch letztendlich die Diskrepanz zwischen dem zu Hildegards Lebzeiten als Einheit verstandenen „Subtilitates“ und der posthum bezeugten Zweiheit eines „Liber simplicis medicine“ und eines „Liber composite medicine“ gänzlich aufhellen zu können. Ein abschließender umfangreicher Anhang mit Bibliographien und Indices vervollständigt den gewichtigen Bd.

Schon längst hat sich die Hildegard-Forschung auch im internationalen Rahmen etabliert, so daß es nicht Wunder nimmt, daß eine französische Expertin in vollem Umfang mit der bisherigen Forschung vertraut ist. In der Einleitung zeigt sie mit subtiler Kenntnis der geistesverwandten antiken und mittelalterlichen Autoritäten Parallelen auf und weiß deren Lehrmeinungen mit Hildegards naturkundlichen und kosmologischen Anschauungen in Beziehung zu setzen. Freilich ist dabei ein gewisses Maß an Spekulation immer einkalkuliert, denn nach wie vor ist für Hildegard das auf dem Selbstzeugnis der „Indocta“ beruhende Fehlen jeglicher direkten Autoritätenbezüge charakteristisch. Deshalb gilt für M. das gleiche, was jüngst auch wieder Gabriele Lautenschläger folgendermaßen formuliert hat: „Da Parallelen noch kein Beweis für ein direktes Abhängigkeitsverhältnis sind, läßt sich mit diesen Beobachtungen lediglich der Rahmen abstecken, innerhalb dessen Hildegard in einer letztendlich selbständig schöpferischen Weise zu ihrer Zeit verbreitete und in Bildungskreisen viel gelesene Autoren und Quellenexzerpte verarbeitet hat.“

Gegenüber der alten Textausgabe von Kaiser sind ganz erhebliche Fortschritte festzustellen, wie man das am ersten Apparat schnell feststellen kann. Er besteht seitenweise aus zahlreichen Korrekturen des Kaiser-Textes, wobei dessen größtes Mißgeschick, die regelmäßig falsche Auflösung der Kürzel für *substantia* als *superbia*, am stärksten ins Gewicht fällt. Einmal ist allerdings auch ein Fehler beibehalten worden: 254, 8/9, heißt es nicht *carnes etiam*, sondern *carnes edi*, wie sich das auch am Paralleltext in der „Physica“ festmachen läßt. Im Vergleich mit dem „Physica“-Text läßt sich übrigens auch eine merkwürdige Wortprägung des „Cause et Cure“-Schreibers aufzeigen: Er verwendet immer eine sonst nicht nachweisbare Wortform *sobriuncula* statt der in der „Physica“ häufig thematisierten *sorbiciuncula* ‚Brühsüppchen‘.

Die anderen Apparate dienen dem Aufweis von Parallelen zu den in der Einleitung ausführlich beleuchteten zeitgenössischen und antiken Geistesverwandten, wobei des öfteren auch das „Summarium Heinrici“ berücksichtigt wird, ein mit Sicherheit von Hildegard genutztes klösterliches Lehrbuch, dessen zweisprachige Konzeption auch als Vorbild für Hildegards lateinisch/deutsche sprachliche Mischtechnik gedient haben dürfte. Diese wird vor allem in Liber III und IV der „Cause et Cure“ praktiziert, wobei es sich darin um Texte handelt, die fast ausschließlich als umgeschichtete Exzerpte aus einem erweiterten Textcorpus der „Physica“ wiederzuerkennen sind. Die Parallelen sind in einem eigenen Apparat jeweils nachgewiesen.

Mit verschiedenen Indices werden am Ende vielfältige Zugriffe im Detail ermöglicht: ein erster mit direkten Bibelparallelen ist bezeichnenderweise auf eine einzige Seite beschränkt; ein zweiter dagegen umfaßt mit Parallelen zu Hildegards übrigen Werken allein zehn Seiten; mit 16 Seiten ist der Aufweis von Parallelen mit den „Opera aliorum auctorum“ noch wesentlich umfangreicher. Sodann gibt es einen dreiseitigen Stellennachweis der deutschen Wörter, die allerdings mit flektierten Formen oft mehrfach erscheinen, also nicht auf eine Nennform hin normalisiert sind. Das wäre allerdings bei den häufigen Zwitterformen (deutschstämmiges Wort, aber lateinische Flexionsendung/lateinstämmiges Wort, aber bereits mit Lehnwortstatus) auch oft schwer als zweifelsfrei zu praktizieren gewesen und wird bei der demnächst anstehenden „Physica“-Edition noch ein Problemfeld eigener Art darstellen. Schließlich gibt es noch ein zwölfseitiges „Vocabularium anatomico-medicinale“, das für gezielte Fragen zur Krankheitssymptomatik hilfreich sein dürfte; eine zweiseitige Liste der Handschriftenbibliotheken bildet den Abschluß.

Bei zwei Entscheidungen zur Textgestaltung hat sich die Herausgeberin vielleicht von allzu strengen Editionsmaximen leiten lassen: Erstens wurden die von einem Rubrikator nachträglich angebrachten zahlreichen Abschnittsüberschriften, bei denen zuweilen

Unstimmigkeiten festzustellen sind, als sekundäre Textbestandteile nicht an ihren Stellen belassen, sondern in einer nummerierten Liste dem Text vorangestellt, und zweitens wurden die deutschen Wörter im Text nicht durch Kursiv- oder Fettdruck kenntlich gemacht, was als Zugeständnis an die interdisziplinäre Forschung nicht ganz ohne Nutzen gewesen wäre.

R. HILDEBRANDT

PANICKER, MATHUNNY JOHN, *The Person of Jesus Christ in the Writings of Juhanon Gregorius Abu' l Faraj Commonly Called Bar Ebraya* (Studien zur Orientalischen Kirchengeschichte; 4). Münster [u. a.]: LIT 2002. 239 S., ISBN 3-8258-3390-9.

Gregor Bar-Hebraeus (1225/6–1286), wie latinisiert der große Maphrian im 13. Jhd. der jakobitischen (heute: Syrisch-Orthodoxen) Kirche in den ursprünglich persischen Gebieten genannt wird, „in der Vielseitigkeit seines Schaffens nur mit seinem abendländischen Zeitgenossen Albert d. Gr. vergleichbar, ja auch ihn noch übertreffend“ (so A. Baumstark, *Geschichte der syrischen Literatur*, 312), war ein Zeitgenosse aber auch des Thomas von Aquin (1224/5–7.3.1274). Gregor verfügte über eine enzyklopädische Bildung, verfaßte zahlreiche Schriften und zeichnete sich durch seinen ökumenischen Geist aus. Bei seinem Tode wurde er über die Konfessionsgrenzen hinaus auch von Armeniern, Griechen und Nestorianern betrauert, selbst von den Muslimen verehrt. Zweifellos ist angeraten, die Christologie des Gregor zu untersuchen, gerade in einer Zeit, in der vielfach ökumenische Gespräche unter den syrischen Kirchen stattfinden (etwa der seit 1994 von der ökumenischen Stiftung Pro Oriente, Wien, veranstaltete Syriac Dialogue mit seinen bereits sieben Konsultationen).

Panicker (= P.) stellte sich dieser Aufgabe in seiner Dissertation, die am Pontificio Istituto Orientale, Rom, 1994 unter Leitung von P. Yousif und V. Poggi verfaßt wurde, also noch vor Beginn des erwähnten Syrischen Dialogs. P. selbst gehört der autokephalen Orthodox-Syro-Malankara-Kirche (antichalcedonisch, miaphysitisch) an, ist also nicht uniert und steht auch nicht unter der Jurisdiktion des Syrisch-Orthodoxen Patriarchen von Antiochien. Nach den Excerpta der These 1995 ist nun die Arbeit in der Reihe „Studien zur Orientalischen Kirchengeschichte“ erschienen, die von Martin Tamcke herausgegeben wird und mit der Festschrift für den Marburger Ordinarius Wolfgang Hage als Band 1 (1995) begann; inzwischen ist die Reihe bereits über Band 29 (2004) hinausgewachsen.

Der Haupttext (21–212) wird in fünf Kap. entfaltet (21–46: Leben und Werk, 47–64: Methodologie und Quellen für die Christologie, 65–120: Möglichkeit der Inkarnation des Gott Logos, 121–170: Einheit Christi, 171–203: Christologie), denen eine allgemeine Schlußfolgerung über die ökumenischen Aspekte der Christologie des Barhebraeus folgt (205–212). Anstatt eines Vorwortes findet sich eine Allgemeine Einleitung (15–18: Andeutungen zur Forschungsgeschichte, Methodologie, Überblick, Dank). Den Schluß bildet eine Bibliographie 213–239.

Die Vorzüge der These liegen außer in dem Aufgreifen der Thematik vor allem in der ökumenischen Gesinnung des Autors, auch seiner Offenheit gegenüber der Kirche des Ostens (den sog. Nestorianern); seine Aussagen (211 f.) über die Wichtigkeit, die Kirche des Ostens in den ökumenischen Dialog einzubeziehen, kann man nur unterstreichen. Hilfreich sind die Zusammenfassungen am Ende jedes Kap.s. P. versucht methodisch voranzugehen; nützlich ist auch, einen terminologischen Abschnitt vorzuschalten (121–131). Positiv hervorzuheben ist, wie P. ein Bewußtsein von der (möglichen) Differenz zwischen der wirklichen Meinung eines Autors und der von Barhebraeus wiedergegebenen erkennen läßt, und so immer wieder hinzufügt, „according to him (Barhebraeus)“. Es wird eine gewisse Information über Bar Hebraeus geboten. Was die christologische Problematik angeht, so wird deutlich, daß Barhebraeus die chalcedonische Terminologie nicht akzeptiert, weil er den Begriff der Enhypostasis nicht annehmen oder verstehen kann (da das Axiom, jede Physis habe eine Hypostasis, für ihn keine Ausnahme zuläßt: 145, vgl. Zitat zu Anm. 508); doch kann man nicht sagen, daß für antiochenische Theologen Natur und Hypostase synonym seien (145), wie P. schreibt. Barhebraeus kann anscheinend unterscheiden zwischen der Terminologie von Chalcedoniern und Nestorianern, die er als unzureichend bezeichnet, und der dahinter stehenden Überzeugung, die er wohl als ortho-